

Prinzeß Hummelchen.

Novelle von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Prinzeßchen mit Serenissimus im Schloß verschwunden war und der Erbprinz sich in liebenswürdiger Weise mit Fräulein v. Petershagen und Willröder bekannt gemacht hatte, um sich dann auch auf sein Zimmer zurückzuziehen, standen sich jene beiden eine Sekunde wortlos gegenüber.

Dann sagte Charlotte plötzlich, mit einem gepreßten Ton in der Stimme, aber auch mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete: „Vetter, ich muß mit Ihnen einige Minuten allein sprechen. Bitte, begleiten Sie mich einmal zur Allee dort hinauf."

Er nickte nur; sie schritten beide, unwillkürlich ein ziemlich scharfes Tempo einschlagend, nebeneinander her, bis die Allee eine Biegung machte, so daß sie vom Schloß aus nicht mehr beobachtet werden konnten. Hier blieb Charlotte stehen und sagte, wieder mit demselben Ausdruck wie vorhin: „Es ist mir sehr peinlich, Vetter Kurt, aber ich muß Sie bitten, Ihre Anwesenheit hier nach Möglichkeit zu beschränken; ja, es wird am besten sein, Sie bewirken auf irgend eine Weise Ihre Ablösung von dem Kommando in Schalhaus."

„Aber, liebste Lotti, weshalb?"

„Bitte, unterbrechen Sie mich nicht, Vetter. Ich will Ihnen aus meinen Gründen kein Hehl machen, denn das weiß ich ja, daß Sie ein Ehrenmann sind, der meine Offenheit nicht mißbrauchen wird. Es kann Ihnen unmöglich entgangen sein, daß meine Prinzessin Ihnen ein — sagen wir einmal: ein gewisses Interesse entgegenbringt. Es ist ja im Grunde wohl nichts als eine Mädchenschwärmerei; jetzt wenigstens ist es sicher noch leicht, ihr ein Ende zu machen: Ihr Fernbleiben allein würde dazu genügen. Und es ist einfach Ihre Pflicht; Ihr Taktgefühl muß Ihnen selbst sagen, daß es so nicht weitergehen kann."

Willröder hatte zugehört, ohne sie zu unterbrechen. Nun reizte ihn der lehrhafte Ton, in dem Charlotte sprach, aber doch. Hastig warf er ein: „Mein Taktgefühl hat mich bisher noch nie im Stich gelassen. Ich sehe auch durchaus nicht ein, weshalb ich die Güte Seiner Hoheit, wenn ich mit Einladungen beehrt werde, zurückweisen soll. Und Sie, Lotti, wissen am besten, daß weder für das kleine Prinzeßchen noch — meinetwegen — auch für mich aus harmlosen Kindereien, wie sie sie liebt, eine Gefahr entstehen kann."

„Vetter Kurt, Sie sprechen gegen Ihre eigene bessere Ueberzeugung! Was heute eine Laune, eine Kinderei ist, kann morgen zu einer Leidenschaft werden! Gerade weil der Fürst Ihnen aber so viel Güte entgegenbringt, sollten Sie doppelt darauf bedacht sein, ihm jeden Kummer zu ersparen." Charlotte sprach immer noch ganz gelassen. Erst als sie nun, ohne Willröder anzuschauen, fortfuhr, hob sich ihre Stimme. „Wahrhaftig, Vetter, ich denke aber nicht nur an Prinzeß Ulrike, ich denke auch an Sie, Kurt! Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer. Ulrike besitzt einen Reiz, der unwiderstehlich ist — ich weiß das am besten —, um so unwiderstehlicher, weil sie sich so ganz naiv giebt. Was soll daraus werden, wenn in Ihnen ein Erwidern ihrer Neigung lebendig wird? Ja, wahrhaftig, Vetter, es kommt mir bisweilen vor, als sei dem jetzt schon so" — Charlotte stieß die letzten Worte hastig hervor — „als liebten Sie Ulrike."

Willröder bebte vor innerer Erregung. „Und das sagen Sie, Lotti? — Sie — Sie —"



Königin Alexandra von England. (S. 68)



König Eduard VII. von England. (S. 68)

Sie mied seinen Blick. Doch nicht ganz so sicher wie vorher entgegnete sie: „Ja ... aber — es liegt doch so nahe: Sie beide sind jung, vielleicht fühlt sich auch Ihre Eitelkeit geschmeichelt."

„Lotti, es kann nicht Ihr Ernst sein! Sie kennen mich doch besser — Sie müssen doch längst in meinem Herzen gelesen haben! Liebe Lotti ... du weißt ja doch, daß ich nur dich liebe, dich allein! Und so aus ganzem, vollem Herzen, daß alles andere neben dir in den Staub sinkt; ich sehe ja nur dich! Nur um deinetwillen komme ich ja wieder und wieder hierher — was sind mir alle Prinzessinnen der Welt! Hätte ich doch längst gesprochen, daß kein Mißtrauen in deine Seele einzog! Aber noch ist es ja nicht zu spät. Scheue nicht vor all dem Kleinlichen zurück, was sich noch zwischen uns stellen wird. Lotti, liebste Lotti, reich mir die Hand — sei mein — mein!"

Er hatte in seiner Erregung gar nicht bemerkt, daß Charlotte ganz leise einen Schritt vor ihm zurückgewichen war. Nun erst, da er ihre Hand fassen, sie an seine Brust ziehen wollte, schrak er zusammen.

„Lotti!" rief er noch einmal.

Sie hatte sich mit eiserner Willenskraft gefaßt. Nun also war der Augenblick gekommen, den sie so gefürchtet hatte. Und in die tiefe Seligkeit, die sie in diesen Minuten ganz erfüllte, mischte sich der brennende, quälende Schmerz des Entsagenmüssens. Aber Charlotte wollte stark sein, wie sie es sich vorgesetzt hatte, um seinetwillen.

Ganz langsam hob sie den schönen Kopf, und noch einmal bat er: „Lotti!"

Da sprach sie die große Lüge, die ihr das Herz brach. Und sie wunderte sich, daß sie die Kraft fand. „Kurt, warum mußten Sie mir das thun? Womit habe ich das verschuldet? Habe ich Ihnen je Gelegenheit gegeben, zu glauben, ich empfände mehr für Sie als freundschaftliche, schwesterliche Neigung? Es thut mir so weh, Ihnen einen Schmerz zufügen zu müssen, und ich will herzlich hoffen, daß er nicht so tief geht, wie Sie vielleicht im Augenblick glauben. Denn gesagt muß es ja nun werden: Nein,

Kurt, ich achte Sie, ich habe Sie gern — aber von Liebe weiß mein Herz nichts! Nichts!" wiederholte sie noch einmal mit starker Betonung.

Er stand vor ihr, zerschmettert, aus froher, zuversichtlicher Hoffnung hinabgestürzt in Verzweiflung. Seine Lippen bewegten sich, aber er brachte kein Wort hervor.

Da überkam sie doch die Angst des liebenden Herzens. „Kurt," bat sie weicher, „so sprechen Sie doch nur!"

Er schüttelte schwer das Haupt. Und dann streckte er noch einmal die Hand nach ihr aus.

Sie raffte all ihre Kraft zusammen. Leise legte sie ihre Rechte in seine zuckenden Finger und sprach weiter: „Sie werden überwinden, und Sie werden glücklich werden, lieber Kurt! Vor Ihnen liegt die ganze schöne Welt, liegt ein reiches Leben. Warum da verzagen um eines Mädchens willen, wie es ihrer Tausende giebt? Wenn Sie mich nicht zufällig hier wiedergefunden hätten, wäre die Erinnerung an die Gespielin heiterer Jugendtage längst in Ihrem Herzen verblaßt; wenn Sie mich nicht mehr sehen werden, werden Sie mich schnell vergessen."

„Nie — niemals!" stieß er hervor. Und dann schaute er plötzlich zu ihr empor, und wie er sie vor sich sah, die schlanke feingliedrige Gestalt, den zierlichen Kopf mit den energischen und doch so lieblichen Zügen, da packte ihn ein Gefühl rasender Eifersucht. Er ließ ihre Hand aus der seinen gleiten und fragte hastig: „Charlotte, sprechen Sie die Wahrheit — wenn Sie mich nur ein kümmerliches Wenig gern haben, wie Sie ja sagen, die Wahrheit: Ihr Herz ist nicht mehr frei?"

Das war das Schwerste.

Aber das starke Mädchen überwand auch dies; es war ja keine Lüge, wenn sie fest entgegnete: „Ja, die Wahrheit — mein Herz ist gebunden!"

Willröder zuckte zusammen. Aber es regte sich in all seinem Schmerz doch jetzt auch das Empfinden, daß er sich fassen, sich bemeistern müsse. Er richtete sich auf; er schaute ihr noch einmal in das liebe Gesicht und in die Augen, an deren langen Wimpern nun eine verräterische Thräne perlte. „Charlotte! Liebe Lotti!" sprach er innig. „Möge Ihnen ein volles Glück zu teil werden!" Und dann wandte er sich zum Gehen.

Einen Augenblick stand sie starr. Sie mußte sich an die nächste Platane legen, denn sie fühlte, unter dem Uebermaß der geistigen Anspannung versagten ihr die körperlichen Kräfte. Aber da sie ihn gehen sah, war ihr, als müsse sie ihm nachstürzen, ihm um den Hals fallen, ihn küssen — nur einmal — nur einmal.

Sie schloß die Augen, und ihr schien es, als senke sich nun die tiefe, endlose Nacht über sie. Und wie sie so dastand und sann, ohne einen Gedanken klar an den anderen zu reihen, schoß ihr doch die qualvolle Frage durch das Herz: Hast du recht gehandelt? Hast du ihm und dir selbst nicht mutwillig das schönste Glück geraubt? War dies Opfer nötig? Wenn er dich so liebte, wie du ihn liebst, was hätte euch beiden alle kleinliche Misere des Lebens thun können!

Nun war es zu spät! Sie hatte ihn für immer verloren ... für immer.

Und mit einemmal sah sie ihr ganzes zukünftiges Leben klar und deutlich vor sich.

Sie fühlte, daß sie nie einen anderen Mann lieben würde, und sie wußte, daß sie nie ohne Liebe vor den Altar treten könnte.

Was blieb ihr?

Ein Frösteln überrann ihre Glieder trotz der warmen Sonnenstrahlen, die durch die Gipfel der Platanen huschten.

Sie sah sich im Geiste als ein altes Hoffräulein, verwittert und verbittert, nie Liebe empfangend, nie Liebe spendend, umgrenzt vom Zwang der Etikette, haschend nach einem gnädigen Blick, nach einem gnädigen Wort von oben, immer lächelnd, wenn sie sich beobachtet fühlte, das Lächeln der Tänzerin auf der Bühne, und in der Brust die gräßliche, unausfüllbare Leere.

— — — — — — — — — — —

Vom Schlosse her drangen die gellenden Töne des Gong.

In einer Viertelstunde begann das Diner.

Charlotte schrak auf. Sie mußte ja noch Toilette machen. Und dann würde sie an der Tafel sitzen, und man würde rings um sie her plaudern von Nichtigkeiten und lächeln über Nichtigkeiten, und sie würde mitplaudern und mitlächeln.

Das würde dann der erste Beginn sein ihres neuen Lebensabschnittes. Und so würde es weitergehen Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr.

Ihr war's, als müsse sie laut aufschreien vor Schmerz.

8.

Man speiste im kleinen Gartensaal. Prinzeß Ulrike saß obenan, links neben ihr der Vater, rechts der Erbprinz. Neben diesem Excellenz Eggeström, neben Seiner Hoheit Frau v. Donner, eine verwitwete, ältere, bei Serenissimus sehr beliebte Gutsbesitzerin aus der Nachbarschaft; dann schloß sich der Schloßhauptmann Freiherr v. Kernstein an, ein früherer österreichischer Offizier, der wenig sprach und dafür desto mehr aß; neben ihm saß Fräulein v. Petershagen, an ihrer anderen Seite der Oberstleutnant, neben diesem wieder Leutnant v. Willröder.

Willröder war unmittelbar vor dem Diner bei L'Estrange erschienen, um ihm zu melden, daß er sich wegen plötzlichen Unwohlseins entschuldigen müsse.

Aber der Oberstleutnant hatte sich entschieden geweigert, Seiner Hoheit diese Meldung zu übermitteln. Halb im Ernst, halb im Scherz sagte er, mit drohendem Augenfunkeln und einer Miene, als ob er den armen Leutnant in der nächsten Minute mit Haut und Haaren verschlingen wollte: „Man ist nie unwohl, wenn man zur Allerhöchsten Tafel befohlen ist, mein lieber Herr v. Willröder. Bestehen Sie aber auf Ihrem Willen, dann müßte ich bitten, daß Sie sich zunächst hier die Treppe hinunterkugeln und sich gefälligst mindestens einen Arm oder ein Bein brechen. Damit wäre dann eine körperliche Unmöglichkeit geschaffen, die man allenfalls gelten lassen könnte."

Aber wie er dann in das verstörte Gesicht Willröders sah, da regte sich sofort wieder sein gutes Herz. „Donnerwetterchen, Kamerad, Sie sehen förmlich schlecht aus — so, als ob Ihnen etwas recht Unangenehmes zugestoßen wäre." Er blinzelte mit seinen kleinen scharfblickenden Augen, als ob er tief in der Seele des Offiziers forschen wollte. „Hören Sie mal, Willröder, hier trinken Sie mal vor allem diesen Cognac. Der weckt Tote wieder zum Leben auf. Noch einen — so! Ist gut, was? dieser Henessy mit drei Sternen! Und dann gehen Sie gefälligst da hinein und stecken den Kopf mal ins kalte Wasser. Das thut sogar dem Herzen wohl. Und nachher — nachher essen Sie mit uns, und — nun, über alles andere reden wir später einmal."

Und wirklich, der Henessy mit den drei Sternen und das kalte Wasser bewirkten, daß Willröder bei Tisch eine ganz passable Figur spielte. Er lächelte sogar, und drüben Charlotte Petershagen lächelte auch.

Was nicht die Macht der Erziehung und der Gewohnheit vermag!

Es war überhaupt sehr animiert bei Tisch. Prinzessin, die entzückend aussah in ihrem Kleid aus ganz hellrosa Seide, war geradezu übermütiger Laune, und der Erbprinz ging augenscheinlich ganz auf ihre reizende Eigenart ein. Sie erzählte ihm von Herrn Buhmanns Zeichenkunst und ihren „Klexereien", von den „Babies", nannte sich selbst das „Hummelchen" und meinte, sie würde nie vernünftig werden. Als ihr der Erbprinz darauf zuflüsterte: „Das ist recht so, Cousinchen. Sie müssen immer so bleiben, wie Sie sind!" machte sie große lachende Augen und gab, wie des Todes verwundert, zurück: „Aber, Vetter, Sie sind ja ein ganz vernünftiger Mensch!" Und beide lachten.

Dazwischen freilich verstummte Prinzeßchen einigemal ganz plötzlich. Ihr Blick flog dann suchend über die Tafel, und einmal winkte sie Weingärtner, der hinter dem Stuhl Seiner Hoheit stand. „Rücken Sie doch da die beiden Aufsätze ein bissel auseinander! Man will doch auch etwas sehen!"

„Was denn, Cousine?" fragte der Erbprinz.

„Das möchten Sie wohl gern wissen? Den guten Oberstleutnant will ich sehen — er ist so schön."

Und sie lugte scharf hinüber, aber trotzdem wirklich Weingärtner die Blumenarrangements ein wenig voneinander entfernt hatte, verbargen sie ihr noch immer den, den sie suchte. Und da ihr Mühen vergebens war, wurde sie auf einen Moment verdrießlich, und das feine

Die Illumination der Burg Hohenzollern am Abend des 18. Januar. (S. 68)
Nach einer Skizze von Photograph Hugo Daiker in Hechingen.

Näschen faltete sich etwas. Aber es war nur ein Augenblick, gleich war ihr fröhliches Temperament wieder obenauf. Sie trank ein Glas Mosel Mousseux und plauderte zu ihrem Nachbar weiter: „Heut erleben Sie noch Großes, Vetter! Hier bei Tafel! Jawohl — und ich hab' auch meinen Teil daran."

„Was denn? Ich bin nämlich furchtbar neugierig."

„Eine Haupt- und Staatsaktion! Einen großartigen Akt landesväterlicher Fürsorge Papas und — na! — landesmütterlicher Ihrer Durchlaucht der Prinzeß Ulrike. Hören Sie, Vetter, aber einen Gefallen müssen Sie mir thun!"

„Aber selbstverständlich."

„Na, das kenn' ich: ihr Männer versprecht alle viel und haltet wenig. Das ist wie mit meinem Kirschenbaum unten im Garten. Der ist auch immer im Mai über und über mit Blüten bedeckt und verspricht eine reiche Ernte. Aber wenn dann die Zeit kommt, wo ich hinaufklettern will —"

„Hinaufklettern, Cousine?"

„Versteht sich! Selbstgepflückt schmecken die Kirschen am besten. Ja also, wenn ich dann hinaufklettern will — ganz heimlich natürlich, höchstens die Lotti Petershagen dürfte zusehen — ja Kuchen, dann ist's Essig mit den Kirschen. Der Baum hat viel versprochen, aber wenig gehalten."



Fünfmark-Denkmünze zur Zweijahrhundertfeier des Königreichs Preußen. (S. 68)

„Was ich verspreche, halte ich aber stets. Was soll ich also thun?"

„Na, na!" Sie nippte wieder an ihrem Glase. „Viel verlange ich ja nicht: Sie sollen nur den Hummeraufbau recht laut loben."

„Den — den Hummeraufbau?" Der Erbprinz machte ein erstauntes Gesicht.

„Den Hummeraufbau, freilich! Das hängt ja gerade mit bewußter Staatsaktion zusammen!"

Da wurde er übrigens gerade hereingetragen, der Hummeraufbau. Oder genauer gesagt: er wurde hereingefahren, denn es war in der That ein höchst merkwürdiges Ding.

Dem Erbprinzen entfuhr unwillkürlich ein staunendes, bewunderndes „Ah", Prinzeßchen klatschte in die Hände; aller Augen richteten sich auf die mächtige Silberschüssel, die größte des ganzen Silberschatzes des Hofes, und das seltsame, weiß- und rotschimmernde Kunstwerk auf ihm.

Der Oberstleutnant L'Estrange lächelte befriedigt.

Auf der meterlangen Silberschüssel, die einst wohl als Unterlage für die originellen mittelalterlichen Küchenscherze gedient hatte — eine Pastete etwa mit einem lebenden Hofzwerg darinnen oder eine Riesenvoliere mit gebratenen Vögeln —, war in Tragant und Talg eine plastische Gruppe phantastischer Seeungeheuer gebildet. Da rang ein ungeheurer Triton mit einem vielarmigen Polypen; ein Meerweib klomm die Felsen hinan, als wolle sie dem Triton zu Hilfe kommen; auf der anderen Seite stürzten sich zwei niedliche Nixen flüchtend in die Flut zurück, aus der allenthalben seltsame Gestalten, halb Tier, halb Mensch, auftauchten. Ganz unten, die Gruppe abschließend, lag ein breiter Kranz der roten Hummern.

„Ist das nicht wundervoll?" rief Prinzeßchen ganz begeistert. „Wie das lebt! Wie das kribbelt und wibbelt!"

Der arme Fürst ließ die Hand leicht über die Augen gleiten. Er empfand in solchen Momenten seine Blindheit am schmerzlichsten. Aber er sagte doch leise zu seiner Tochter: „Ist es wirklich so gelungen, Hummelchen?"

„Großartig, Papa! Einfach hinreißend!"

Der Fürst wandte sich lächelnd zu Weingärtner. „Der Dututel soll schnell mal heraufkommen, wie er unten ist, aber schnell!" und erklärte dann dem Erbprinzen: „Eine Ueberraschung, lieber Eugen! Verzeihe die Unterbrechung."

Da war auch schon der große Koch. Selbstverständlich auch in großer Aufregung, denn Weingärtner, der in der schlechtesten Stimmung war, hatte ihm auf der Treppe allerlei dunkle, geheimnisvolle Anspielungen gemacht.

Als Dututel in den Saal trat, fiel sein erster Blick auf das Hummerarrangement. Sein Schritt stockte, sein Gesicht rötete sich noch um eine Schattierung tiefer.

Wie war denn auch das nur möglich? Er hatte die Hummern vor einer halben Stunde persönlich angerichtet. Ganz modern, mit großen, ausgesucht klaren Eisstücken, auf einer runden Schüssel. Und nun dieser Aufbau hier — das konnte ja nicht mit rechten Dingen zugehen.

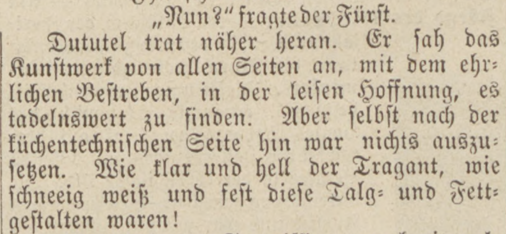
Aber da rief der Fürst: „Nun, alter Dututel?"

„'oheit befehlen?" fragte Dututel kleinlaut.

„Kommen Sie mal her und schauen Sie sich dies Arrangement an, das unser aller größte Bewunderung erregt hat. Und sagen Sie uns ehrlich Ihre Meinung: ist es schön und kunstgerecht?"

Der arme Alte faßte sich an die Stirn. Er mochte im Augenblick glauben, man habe seinen Nachfolger eine Probearbeit machen lassen — daher also letzthin das Nörgeln des Oberstleutnants, heute dessen Unfreundlichkeit! Ihn schwindelte.

„Nun?" fragte der Fürst.



Dututel trat näher heran. Er sah das Kunstwerk von allen Seiten an, mit dem ehrlichen Bestreben, in der leisen Hoffnung, es tadelnswert zu finden. Aber selbst nach der küchentechnischen Seite hin war nichts auszusetzen. Wie klar und hell der Tragant, wie schneeig weiß und fest diese Talg- und Fettgestalten waren!

„Nun?" fragte Serenissimus noch einmal.

Da stöhnte Dututel schmerzlich auf: „Eure 'oheit! Es sein sehr, sehr schön! Excellent — in die höchste Perfektion!"

Der Fürst lächelte und gab L'Estrange einen leisen Wink, worauf dieser sich erhob und aus dem Saale verschwand.

„Erinnern Sie sich, Dututel, einer Unterredung, die ich neulich mit Ihnen in meinem Arbeitszimmer in der Residenz hatte?" begann dann Serenissimus wieder. „Es handelte sich um Ihren Sohn, den René."

Der Koch wich langsam einige Schritte zurück. Auf seinem Gesicht stieg schon wieder der Ausdruck des Trotzes empor.

„Damals weigerten Sie sich, Dututel, Ihrem Sohne, dem jungen, vielversprechenden Künstler, die Hand zur Versöhnung zu reichen," fuhr Seine Hoheit fort. „Oder richtiger, Sie wollten das nur dann thun, wenn René Ihnen einen Beweis vollgültigen Könnens in Ihrer Kunst geliefert habe. Nun denn, Dututel, ein Mann ein Wort, daran braucht Ihr Fürst Sie wohl nicht zu erinnern. Es ist geschehen; Sie selbst haben das Werk anerkannt — dort steht der Künstler."

Von dem Oberstleutnant geführt, war René Dututel in den Saal getreten, mit sicherem Anstand, wenn auch mit einer leichten Befangenheit sich vor Serenissimus verbeugend. Nun stand er dicht vor dem Vater und streckte ihm die Hände hin und sprach mit vor tiefer Erregung bebender Stimme: „Vater, vergieb, sei wieder gut; ich konnte ja nicht anders. ... Meiner Kunst mußte ich folgen, auf die Gefahr hin, dir zu mißfallen. Aber in meinem Herzen ist nie die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe für dich erstorben."

Der Erbprinz hatte sein Monocle in das Auge geklemmt und betrachtete den jungen Künstler aufmerksam. „Er sieht aus wie ein Gentleman und spricht famos. Habt ihr viele von der Sorte im Lande, Cousinchen?" flüsterte er.

„Nach der neuesten Volkszählung 89,576. Aber pst! Sehen Sie nur den Alten!"

Papa Dututel hatte einen schweren Kampf durchgekämpft. Aber wie er nun so den Sohn vor sich sah, und vielleicht auch, weil er bemerkte, wie gnädig Serenissimus diesem die Hand reichte, und daß Prinzeß Ulrike ihm zunickte, fast wie ihresgleichen, da brachen doch das Vaterherz und der Vaterstolz durch. Er schluckte noch ein paarmal bedenklich, dann jedoch faßte er die Hände Renés, und auch in seiner Stimme zitterte die Rührung, als er sagte: „René, du sein ein Windspiel. Aber da du das da 'ast gemackt großartig, und weil der Papa hat gegeben sein Wort, und weil ick dir ja doch immer 'ab gehabt lieb, sehr lieb —" weiter konnte er nicht, denn Thränen erstickten seine Stimme. Aber der gute Oberstleutnant gab René einen ganz zarten, kleinen Stoß nach vorn, und Vater und Sohn lagen sich in den Armen.



Kapitän z. S. Paul Jaeschke, Gouverneur des Kiautschougebietes †. (S. 68)

„Bravo!" rief der Fürst. „Bravo! Bravissimo!" rief der Erbprinz, und Prinzeßchen klatschte in die Hände.

Aber gleich darauf faßte sie den Frackärmel des Papas und raunte diesem zu: „Vergiß nicht, Papa! Das Eisen muß geschmiedet werden, solange es heiß ist!"

„Alles nach der Reihe, Hummelchen! Jetzt kommst du daran!" gab er lächelnd zurück, worauf sie sich dem Erbprinzen zuwandte und mit außerordentlicher Grandezza sagte: „Haben Sie gehört, Vetter Eugen? Jetzt komme ich an die Reihe."

„Lieber Dututel, ich bin noch nicht mit Ihnen zu Ende," hub der Fürst wieder an. „Ihre Durchlaucht, Prinzeß Ulrike, hat mich heute gebeten, ein gutes Wort für ein junges Liebespaar einzulegen — bei Herrn Dututel. Und wunderlicherweise wurde ich auch um denselben Dienst von Ihrem Sohne dort durch Vermittelung des Herrn Oberstleutnants gebeten. Es handelt sich um Ihr Töchterchen, Dututel. Sie liebt einen braven Soldaten, nach dem ich mich erkundigt habe, und der mir gut empfohlen ist. Sie hatten ja wohl früher andere Pläne, Dututel, aber, ich denke, wenn Sie wissen, daß Ihr Kind nur an der Seite des Vizefeldwebels Marschner glücklich werden kann — was? — dann werden Sie meine Tochter hier, Prinzeß Ulrike, als Freiwerberin gelten lassen?"

Prinzeßchen hatte sich leise von ihrem Platz fortgestohlen und war an die andere Seite des Fürsten getreten. Es sah allerliebst aus, wie sie jetzt mit anmutiger Würde, sich ein wenig auf den Fußspitzen hebend, zu dem Koch sich wandte. „Mit allergnädigster Erlaubnis Seiner Hoheit bitte ich Sie, Monsieur Dututel, um die Hand Ihrer Tochter Rose für meinen

Schützling, den Vizefeldwebel Marschner. Ich werde dem jungen Paar auch in Zukunft stets mein fürstliches Wohlwollen erhalten."

Dututel war in peinlichster Verlegenheit. Er blickte wie hilfesuchend auf Weingärtner; aber dieser stand, mit der linken Hand leise seine Backe reibend, scheinbar gleichgültig und von all dem, was um ihn vorging, nicht berührt, hinter dem Stuhl des Fürsten. Und nun faßte René die Hand des Vaters und bat leise mit weichem, flehendem Ton: „Papa, meine erste Bitte, gieb nach!"

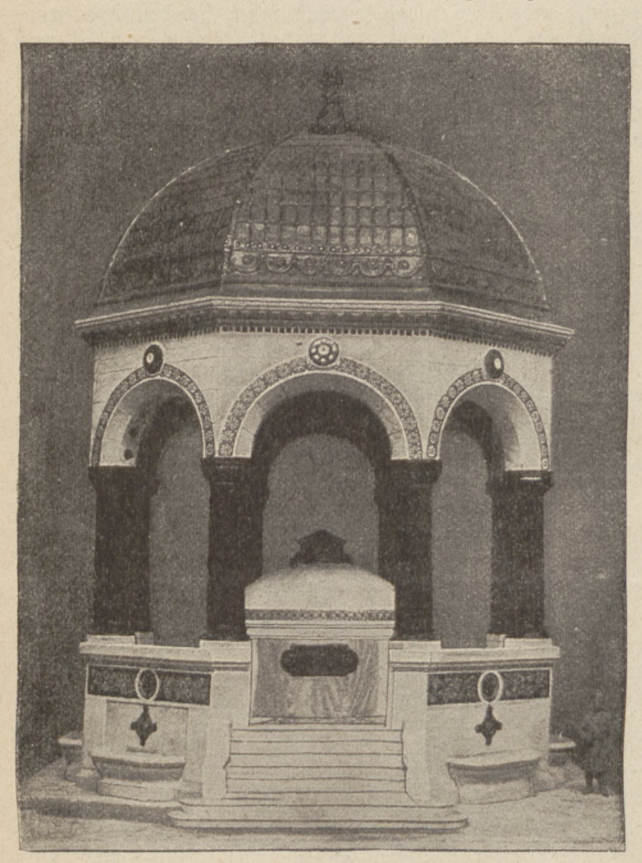
Da richtete sich Dututel auf und verbeugte sich tief vor Serenissimus und der Prinzessin. „Eure 'oheit, allergnädigste Durchlaucht, Rose soll 'eiraten den Monsieur Marschner!"

„Bravo!" rief der Fürst wiederum und der Erbprinz stimmte mit dem „Bravissimo" ein.

„So gehen Sie beide sogleich, dem Mädchen die gute Nachricht zu bringen! Und nun, Weingärtner, lassen Sie die Hummern servieren. Ich denke, wir haben sie uns wohl verdient."

„Cousinchen, Sie waren großartig! Ich habe Sie wirklich bewundert!" sagte der Prinz zu seiner Nachbarin. „Werden Sie sich immer in gleich gütiger Weise um die Schicksale Ihrer Landeskinder bekümmern?"

„Ach, ich bin ja so glücklich, so froh, so froh!" gab sie jubelnd zurück. Und dann schwieg sie plötzlich. Sie hatte nun doch endlich einen Blick Willröders aufgefangen. Und sie las in dessen Augen einen herzlichen Dank, der ihr das Blut heiß in die Wangen trieb. Aber zugleich sah sie auch, wie ernst und verstört der junge Offizier ausschaute — und sie erschrak. Sie fühlte sofort, daß Willröder ein schweres, tiefes Leid widerfahren sein mußte. Aber dasselbe Herz, das nach der einen Richtung so klar und deutlich sah, täuschte sich nach der anderen. Im Fluge reimte sich Prinzeßchens romantischer Sinn eine Fabel zurecht, warum Willröder gerade jetzt, wo sie das frohe Glück eines Liebespärchens hatte mitbegründen helfen, so traurig aussehen mußte. (Fortsetzung folgt.)



Monumentalbrunnen in Konstantinopel, gestiftet von Kaiser Wilhelm II.

Illustrierte Rundschau.

Der älteste Sohn und nunmehrige Nachfolger der Königin Viktoria, **König Eduard VII. von England**, ist am 9. November 1841 im Buckingham-



Giuseppe Verdi †.
Nach einer Photographie von A. Ferraris im Verlag von G. Ricordi & Cie. in Mailand.

palaste zu London geboren. Nach Beendigung seiner Studien bereiste er 1860 Nordamerika und 1861/62 den Orient. Am 10. März 1863 vermählte der Prinz sich mit der am 1. Dezember 1844 geborenen Prinzessin, jetzigen **Königin Alexandra**, Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. In demselben Jahre trat er als Herzog von Cornwall in das Oberhaus. 1875/76 besuchte er Indien, und im Jahre 1878 wurde er Vorsitzender der englischen Kommission für die Pariser Weltausstellung. Im Jahre 1883 erhielt er, zum Chef der Blücher-Husaren ernannt, den Rang eines preußischen Generalfeldmarschalls. — **Am Abend des 18. Januar** wurde anläßlich der Zweijahrhundertfeier des preußischen Königtums die **Burg Hohenzollern illuminiert.** Dieser unter Friedrich Wilhelm IV. erneuerte Stammsitz des Hauses Hohenzollern liegt auf dem Gipfel des Zollernberges, eines steilen Bergkegels der schwäbischen Alb. Die Beleuchtung gewährte einen prächtigen Anblick und war weithin sichtbar. — Die zur Erinnerung an das Krönungsjubiläum ausgegebenen **Denkmünzen (Fünfmark- und Zweimarkstücke)** sind von der königlichen Münze in Berlin geprägt und in entsprechender Anzahl an alle preußischen Regierungshauptkassen versandt worden. Die Schauseite zeigt die Köpfe König Friedrichs I. und Kaiser Wilhelms II. — **Der Gouverneur von Kiautschou, Kapitän zur See Paul Jaeschke**, ist einem Darmleiden erlegen. Er war am 16. Dezember 1871 Unterleutnant zur See, am 18. November 1875 Leutnant zur See geworden, am 16. April 1881 rückte er zum Kapitänleutnant auf, am 19. Februar 1889 wurde er Korvettenkapitän, am 11. Juni 1894 Kapitän zur See. Ende 1898 hatte Jaeschke als Nachfolger des Kapitäns zur See Rosendahl sein Amt als Gouverneur von Kiautschou angetreten. — Italien betrauert in dem zu Mailand verschiedenen greisen **Giuseppe Verdi** einen seiner größten Komponisten. Er war am 10. Oktober 1813 in der Gemeinde Roncole bei Busseto als Sohn eines kleinen Gewürzkrämers geboren; 1839 fand die erste Aufführung seines Erstlingsbühnenwerkes, des „Oberto", in Mailand statt; den ersten durchschlagenden Erfolg erzielte der „Nabucco" (1842). Seinen internationalen Ruhm begründeten „Rigoletto" (1851), „Troubadour" und „Traviata" (1853). „Aïda", „Othello" und „Falstaff" (1893) schließen die lange Reihe seiner Opern. — Ein glänzendes Schauspiel bot die feierliche Enthüllung des von **Kaiser Wilhelm II. gestifteten Monumentalbrunnens** auf dem altehrwürdigen Hippodromplatz **in Konstantinopel.** Ein großes Aufgebot türkischer Truppen erwies die militärischen Ehren; auch die Besatzung der deutschen Kriegsschiffe „Moltke" und „Loreley" war um den Brunnen aufgestellt. Der deutsche Botschafter Freiherr v. Marschall feierte in seiner Rede die Freundschaft beider Souveräne und beider Länder und sagte, daß der Brunnen eine Erinnerung sein solle an den glänzenden Empfang, den Kaiser Wilhelm II. und die Kaiserin seiner Zeit in Konstantinopel gefunden haben. — In seinem 72. Lebensjahre ist der **frühere Oberbürgermeister von Berlin, Robert Zelle**, auf dem märkischen Gute Meseberg, einer Besitzung seines Schwiegersohnes, gestorben. Er war am 19. September 1829 in Berlin geboren, trat nach beendetem juristischen Studium in den preußischen Staatsdienst, wurde 1861 Stadtrat in Berlin, sodann zum Stadtsyndikus, 1891 zum Bürgermeister und 1892 zum Oberbürgermeister gewählt. Im Jahre 1897 war Zelle freiwillig von seinem Amte zurückgetreten.

Ein chinesisches Begräbnis.

(Mit Bild auf Seite 69.)

Bei den Begräbnissen wohlhabender Chinesen wird stets ein großer Prunk entfaltet. Die Spitze des Trauerzuges, welche unser Bild auf S. 69 darstellt, bilden riesige Götzenbilder, die auf unten mit Rädern versehenen Holzgestellen stehen und von weißgekleideten Dienern gezogen werden; Weiß ist ja bekanntlich in China die Trauerfarbe. An diese Spitze schließen sich Hunderte von weißen Puppen, deren jede einzeln getragen wird; dazwischen Tafeln mit Inschriften, teils Angaben aus dem Leben des Verstorbenen, teils religiöse Sprüche enthaltend, sowie Lampions, auf die fratzenhafte Gesichter gemalt sind. Hierauf folgt der Zug der Klageweiber; ferner sind im Zuge Musiker verteilt, deren Hauptinstrument Flöten und dumpfklingende Trommeln bilden. Der Sarg ruht unter einem bunten, reichvergoldeten Kasten. Dahinter kommen die leidtragenden Familienangehörigen in weißer Kleidung, über die noch eine Hülle von grober Sackleinwand gezogen wird.

Die beiden Leutnants.

Erzählung aus der Zeit des großen Krieges.

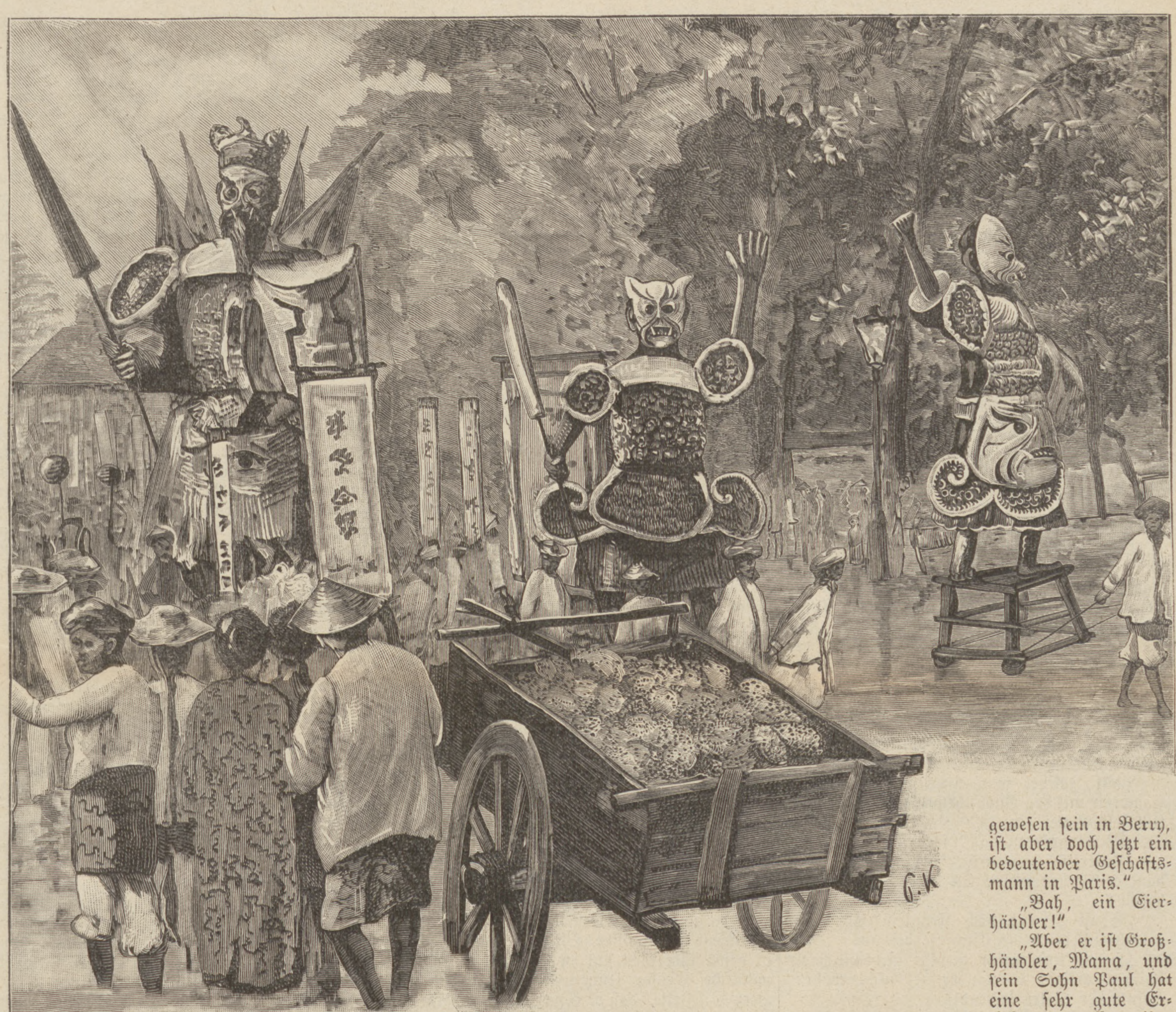
Von **Felix Tilla.**

(Nachdruck verboten.)

Die verwitwete Frau Duplessis in Paris hatte in ihrer Jugend für die Offiziere geschwärmt und hätte gar zu gerne einen jungen Krieger in schimmernder Uniform zum Manne gehabt. Doch das Glück war ihr in dieser Hinsicht nicht hold; sie hatte nicht einmal einen Leutnant bekommen und schließlich zufrieden sein müssen mit einem Magistratsbeamten. Dieser war jetzt bereits einige Jahre tot, und ihre einzige Tochter Cyprienne zwanzig Jahre alt. Frau Duplessis dachte in mütterlicher Zukunftssorge daran, sie zu verheiraten. Natürlich war nur ein Offizier würdig, ein solches Mädchenkleinod wie Cyprienne heimzuführen. Das Glück, welches einst der Mutter nicht beschieden gewesen, wünschte diese nunmehr sehn-



Robert Zelle,
früherer Oberbürgermeister von Berlin †.



Die Spitze des Zuges bei einem chinesischen Begräbnis. (S. 68)

lich für ihre Tochter herbei, obgleich dieser weniger an einem Offizier gelegen war.

Nun gehörte zur weitläufigen Verwandtschaft der Frau Duplessis ein junger Militär Namens Armand Bertin, der kurz zuvor Leutnant bei einem in Paris garnisonierenden Infanterieregimente geworden war und zuweilen zum Besuch ins Haus kam. Da er auch einiges Vermögen besaß, so meinte die gute Frau Duplessis in strahlender Wonne, er sei gerade der Rechte, der von der Vorsehung Auserwählte für Cyprienne. Ein wahres Vergnügen war es für sie, so im stillen zu beobachten, wenn er ihrer Tochter mit echter Leutnantsgalanterie den Hof machte. Nur das bekümmerte sie, daß Cyprienne sich gar so wenig aus ihm zu machen schien.

Nachdem er einmal fortgegangen war, rief die junge Dame tief aufatmend und offenbar erleichtert aus: „Gott sei Dank, daß dieser Süßholzraspler endlich fort ist!"

Jetzt hielt Frau Duplessis es doch für angemessen, ihrer Tochter einige Vorwürfe zu machen.

„Süßholzraspler nanntest du ihn?" rief sie entrüstet.

„Ja, Mama," versetzte Cyprienne. „Es ist wirklich ganz erstaunlich, was er für faden Unsinn vorbringen kann."

„Liebes Kind, du verstehst nur nicht immer seinen feinen Witz."

„So viel Witz, wie der hat, geht ganz bequem in meinen kleinsten Fingerhut."

„Kind, sprich doch nicht so anmaßend, ein Leutnant ist —"

„Du magst sagen, was du willst, Mama, aber Vetter Armand gefällt mir nicht."

„Was hast du denn gegen ihn?"

„Er ist ein Schwätzer, ein eitler Geck — kurz, das Gegenteil von dem, was ich mir unter meinem zukünftigen Gatten vorstelle."

„Liebes Kind, du bist überspannt, du mußt dir die Männer nicht als vollkommene Wesen vorstellen. Sie haben alle ihre großen Fehler und Schwächen, die man eben mit in den Kauf nehmen muß. Aber nach meiner Ansicht kommt ein Offizier doch von allen männlichen Wesen der Vollkommenheit am nächsten."

„Ich teile diese Ansicht nicht."

„Du ziehst wohl gar den Sohn des Eierhändlers vor?"

„Wahrhaftig, ja!"

„Einen Provinzler, einen Bauernsohn!"

„Sein wackerer Vater mag früher Bauer gewesen sein in Berry, ist aber doch jetzt ein bedeutender Geschäftsmann in Paris."

„Bah, ein Eierhändler!"

„Aber er ist Großhändler, Mama, und sein Sohn Paul hat eine sehr gute Erziehung genossen. Unsinn spricht er nie, sondern immer recht verständig."

„Er ist lange nicht so hübsch wie Armand."

„Das ist ja Geschmackssache, Mama. Mir gefällt er viel besser."

„Und du gefällst ihm auch?"

„Ja, dessen bin ich sicher."

„Bestes Kind, bedenke alles wohl! Ich gebe meine Einwilligung zu einer solchen Verbindung nicht. Es wäre unter unserem Stande."

„Ei, Mama, du hast ja auch keinen Leutnant geheiratet."

„Sei nicht naseweis, Cyprienne. Genug, ich halte die Partie mit Armand für passend, die mit dem Eierhändler für in jeder Hinsicht unpassend. Das merke dir!"

Und sie rauschte mit ihrer Krinoline aus dem Zimmer, denn es war damals noch die Krinolinenzeit.

— — — — — — — — —

Das Haus in der Straße St. Jacques, nahe beim Pantheon, war ein recht ansehnliches Gebäude, in welchem Frau Duplessis seit vielen Jahren mit ihrer Tochter wohnte. Es gehörte ihr eigentümlich zu. Obgleich es mit einigen Hypotheken belastet war, brachte es doch der Witwe eine hübsche Einnahme, von der sie in behaglichem Wohlstande leben konnte, um so mehr, da sie auch eine kleine Pension bezog.

Die meisten Bewohner in den oberen Stockwerken und in den Hintergebäuden des Hofes waren sogenannte kleine Mieter, womit die Hausbesitzerin, wie das ja so zu gehen pflegt, zuweilen mancherlei Aerger und Verdruß hatte. Desto besser war der Hauptmieter, nämlich der Eierhändler Jean Jolivet, der im Erdgeschoß seine Wohnung nebst Comptoir und in den großen, weiten, gewölbten Kellerräumen sein Lager hatte.

Jean Jolivet war in der That zuerst Bauer in Berry gewesen; dann aber hatte er sich mit bestem Erfolge in der Hauptstadt dem Eierhandel zugewandt, für den er viele Sachkenntnis und besondere Geschicklichkeit besaß. Er wußte immer sehr genau, wo am vorteilhaftesten und billigsten die besten Eier in den Provinzen aufgekauft werden konnten, und hatte selbst eine verbesserte Methode zur Aufbewahrung der gebrechlichen Ware für den Winterbedarf erfunden: große, eigenartig konstruierte, mit Kalkwasser gefüllte Becken, in welche er zur Herbstzeit wohl an die anderthalb Millionen Eier legte, um mit diesen so aufgespeicherten Vorräten während der Winterzeit seine zahlreichen Kunden: Gastwirte, Bäcker, Konditoren u. s. w. zu versorgen.

Er bezahlte stets pünktlich die beträchtliche Miete, weshalb Frau Duplessis ihm viermal im Jahre huldvoll zulächelte. Sonst aber betrug sie sich gegen ihn, wie auch gegen seine Frau, die ja nur eine ehemalige Bäuerin war, stets etwas kühl und vornehm. Und selbst Paul, des Eierhändlers intelligenter und wackerer Sohn, der fleißig dem Vater im Geschäfte half, war ihr nicht sympathisch, weshalb es sie so aufregte, daß Cyprienne an ihm ein solches Wohlgefallen gefunden, daß sie sogar im stande war, deshalb einem Leutnant einen Korb zu geben. —

Paul Jolivet war eines Vormittags im Comptoir mit der Buchführung beschäftigt. Da trat sein Vater ein.

„Wer war eben da?“ fragte Paul.

„Unsere Hauswirtin,“ versetzte der Eierhändler. „Sie wollte ein halbes Schock Eier haben.“

„Sonst besorgt doch Fräulein Cyprienne gewöhnlich derartige Einkäufe bei uns.“

„Haha, und dann giebt's gewöhnlich ein kleines, artiges Geplauder — nicht wahr?“ meinte der Vater lachend.

„Nun ja! Mir gefällt auch dies schöne Mädchen über alle Maßen. Dir vielleicht nicht?“

„O gewiß, Paul! Aber ich befürchte, du gefällst der Frau Duplessis nicht. Du kannst dir nicht denken, was sie eben sagte.“

„Was denn?“

„Sie käme selbst und müsse um Erlaubnis bitten, persönlich die Eier aussuchen zu dürfen, da Cyprienne immer so kleine Eier gebracht habe.“

„Das ist mir ganz unbegreiflich, Vater! Gerade für Fräulein Cyprienne habe ich stets die größten und schönsten ausgesucht.“

„Natürlich, es war ja nur ein Vorwand, um dich nicht mehr mit Cyprienne zusammentreffen zu lassen. Verzichte lieber, Paul! Unsere Hauswirtin ist zu hochnasig; wir sind ihr zu geringe Leute.“

„Ich verzichte nicht, hege im Gegenteil die schönsten Hoffnungen.“

„Wenn die nur nicht zu Wasser werden! Da kommt ja zuweilen so ein geschniegelter Leutnant zu Frau Duplessis.“

„Ja, Leutnant Bertin, ein Vetter Cyprienne's.“

„Auf den hat unsere Hauswirtin es wohl abgesehen für ihre Tochter.“

„Höchst wahrscheinlich! Aber der Plan wird ihr nicht gelingen. Ich weiß es von Cyprienne selbst, daß sie ihren Vetter, den pomadigen Leutnant, gar nicht leiden mag. Darüber bin ich also ganz beruhigt.“

„Nun, dann soll's mich doch wundern, wie das noch ablaufen wird. Deine Mutter zerbricht sich auch schon den Kopf darüber, denn sie hat noch früher etwas davon gemerkt als ich. Leid sollte es mir sein, wenn Frau Duplessis deinetwegen den Mietskontrakt aufkündigte, denn ich finde nicht so leicht wieder in dieser guten Geschäftslage so trefflich geeignete Lagerräume wie hier.“

Die Klingel ertönte. Jean Jolivet ging, um die Kundschaft zu bedienen. Paul aber neigte sich wieder über das Hauptbuch.

— — — — — — — — — — —

Allerdings dachte Frau Duplessis daran, dem Eierhändler aufzukündigen, um der Liebelei zwischen Paul und Cyprienne ein Ende zu bereiten. Aber da trat ein politisches Ereignis ein, welches sie zu der Einsicht brachte, daß es besser sei, den zuverlässigsten Mieter ihres Hauses zu behalten.

Der Krieg mit Deutschland brach aus, und Leutnant Bertin mußte mit seinem Regimente ausmarschieren. Als er bei Frau Duplessis und Cyprienne erschien, um Abschied zu nehmen, sagte er, seinen Schnurrbart streichend, prahlerisch: „Das wird ein Sieges- und Triumphmarsch sein nach Berlin! Aus der preußischen Hauptstadt sende ich als Sieger meine Gratulation zu Cyprienne's Geburtstag!“

„Welch ein Held du bist!“ rief entzückt Frau Duplessis. „Wahrlich mit solchen tapferen Offizieren kann dem Kaiser das Kriegsglück gar nicht fehlen! Den unglückseligen Prussiens wird es schlecht ergehen!“

Es kam aber zu ihrem und ganz Frankreichs Erstaunen ganz anders. Die Deutschen siegten; die Franzosen wurden regelmäßig geschlagen. Bei Sedan geriet gar der Kaiser Louis Napoleon in Gefangenschaft und mit noch vielen anderen Offizieren auch der Leutnant Bertin, welcher nach Berlin transportiert wurde und dort also nicht als Sieger, sondern als Gefangener seinen Einzug hielt. Er flanierte in der preußischen Hauptstadt umher und dachte nicht daran, zu entfliehen, wie so manche andere gefangene französische Offiziere thaten, denn es gefiel ihm recht gut in Berlin, wo er eine polnische Gräfin kennen lernte, welche sein Herz so fesselte, daß er Cyprienne darüber ganz vergaß.

Immer mehr bergab ging es inzwischen mit der französischen Gloire. Die Deutschen rückten vor Paris, und die Belagerung begann.

Paul Jolivet war zur Nationalgarde einberufen worden und sollte die gefährdete Hauptstadt mit verteidigen helfen, was der junge Mann denn auch wacker that, beseelt von patriotischem Eifer.

Trochu und Jules Favre schwuren feierlich verschiedenemal, daß sie die befestigte Hauptstadt unter allen Umständen halten würden, bis Entsatz komme durch Gambettas Genie, welches wohl so viel wert sei, wie einst das Genie der Jungfrau von Orleans.

Mit Lebensmitteln war Paris versorgt für einige Monate; unter dem Zwange der Notwendigkeit und bei knappen Rationen konnte man der deutschen Belagerung sogar noch länger spotten.

Die Kommunarden und andere Unzufriedene schrieen, daß in der Gefahr und Not alle gleich sein müßten, besonders in Bezug auf die Verteilung der Lebensmittel. Die Reichen sollten nicht prassen, unterdessen die Armen Hunger litten. Dies mußte als richtig anerkannt werden.

Also wurden nach und nach die sämtlichen Lebensmittelvorräte, welche Kaufleute und Private vorsorglich aufgespeichert hatten, zum allgemeinen Besten behördlich eingezogen. Ochsen, Kühe, Schafe, Pferde, Fleischvorräte, Mehl, Schmalz, Oel, Konserven, Kolonialwaren u. s. w. unterlagen dieser weisen Maßregel.

Aber bei der Verwirrung, die auch in diesem Zweige der Verwaltung herrschte, vergaß man, die Requisition auf die Eier auszudehnen.*) Man hatte wohl in der betreffenden Behörde keine rechte Kenntnis von dem Umfange des Eiergeschäfts, wie es in Paris betrieben wurde; man wußte nicht, daß bei mehreren Großhändlern viele Millionen Eier in Kalkwasserbassins lagerten. Die Folge davon war, daß Jean Jolivet und einige andere Eierhändler unter solchen Umständen das freie Verfügungsrecht über ihre großen Vorräte behielten und den Preis für die Eier bei der begieriger werdenden Nachfrage nach Belieben steigern konnten.

Schon kurze Zeit nach der Einschließung von Paris stieg der Preis auf sechs Franken für das Dutzend.

Frau Duplessis geriet, wie viele andere Hauseigentümer, in arge Verlegenheit. Am Quartalstage blieben sämtliche kleine Mieter unter dem Vorwande, daß die Zeiten gar zu schlecht seien, die Mietbeträge schuldig, welche zwangsweise auch nicht eingetrieben werden konnten, denn es erschienen Regierungsverfügungen, welche im Interesse der am meisten bedrängten ärmeren Einwohnerschaft dies verboten. Jean Jolivet aber bezahlte so prompt wie gewöhnlich den Mietzins, weshalb Frau Duplessis nunmehr innerlich sich Glück wünschte, daß sie diesem braven Manne keine Aufkündigung hatte zugehen lassen.

Cyprienne war zugegen, als er das Geld in die Wohnung der Hauswirtin brachte.

„Wie ergeht's Ihrem Sohne Paul?“ fragte Cyprienne.

„O, ganz gut,“ versetzte der Eierhändler. „Nur klagt er über die scharfe Kälte draußen in den Befestigungswerken. Aber brav thut er seine Pflicht. Vorgestern ist er zum Unteroffizier befördert worden.“

„Dazu lasse ich ihm von Herzen Glück wünschen.“

„Danke, liebes Fräulein.“

„Ein Unteroffizier ist kein Leutnant,“ murmelte, geringschätzig die Nase rümpfend, Frau Duplessis. „Das ist ein Unterschied, wie zwischen Mond und Sonne, wie zwischen einer Kartoffel und einer Ananas!“ . . .

Der Winter war in der That mit grimmigem Froste erschienen, was für die Pariser viele Leiden im Gefolge hatte. Allerdings mochte es ja für sie ein kleiner Trost sein, daß den Belagerern draußen ebenfalls die Zähne vor Kälte klapperten.

Die Kohlen gingen auf die Neige. Man hieb also möglichst viele Bäume um und verwendete alles aufgespeicherte Nutzholz als Brennmaterial.

Das gepökelte Ochsenfleisch war verzehrt, sowie auch die anderen guten Fleischsorten; jetzt kam das gepökelte Pferdefleisch daran und wurde in kleinen Rationen ausgeteilt. Auch verspeiste man sämtliche Esel, welche ziemlich gut geschmeckt haben sollen.

Und die Eier stiegen immerfort im Preise. Das Dutzend kostete nun über zwölf Franken.

Um diese Zeit erhielt Frau Duplessis einen Brief von Armand Bertin, und zwar auf Umwegen, vermittelst der Ballonpost, bei eine Mittelsperson in der Provinz, an welche der Gefangene ihn zur Weiterbeförderung geschickt, benutzt hatte. Er schrieb, daß er sich in Berlin recht gut amüsiere und daß er sich dort mit einer polnischen Gräfin verlobt habe.

Entrüstet rief die Witwe: „Welch ein treuloses Ungeheuer! O diese Leutnants! Ich habe wirklich eine zu gute Meinung von ihnen gehabt. Also eine polnische Gräfin!“

---

*) Thatsächlich.

„Möge Armand recht glücklich sein mit seiner polnischen Gräfin!" sagte Cyprienne mit sehr zufriedener Miene.

Als das gepökelte Pferdefleisch allmählich knapp wurde, fiel man mit Heißhunger über die zoologische Abteilung des „Jardin des Plantes" her. Da gab es also eine Weile Elefantenkotelettes, Nilpferdbeefsteaks, Bärenschinken, Kamelfrikassee, Affenragouts, Pelikanbraten und dergleichen schöne Dinge. Aber was wollen einige Elefanten, Nilpferde, Rhinocerosse, Giraffen, Kamele, Bären, Löwen, Tiger, Leoparden und einige hundert Affen und Papageien besagen für so viele hunderttausend hungrige Mäuler? Auch die Hunde und Katzen mußten auf die Schlachtbank; zuletzt auch Sperlinge, Ratten und Mäuse, so viele man deren habhaft werden konnte.

Damals wurde auch die Margarine erfunden, welche seitdem in allen Landen als „Kunstbutter" gegessen wird. Freilich war ihr Ursprung recht bescheiden und sogar etwas zweifelhafter Art. Aus allerlei Talgresten, Knochenfetten und rätselhaften Oelsubstanzen rührte man, zum Ersatz für Butter und Schmalz, ein geheimnisvolles Gemisch zusammen, welches ungefähr so aussah wie grüne Seife und auch nicht viel besser schmeckte.

Und die in Kalkwasser so schön konservierten Eier stiegen bei der immer stärkeren Nachfrage natürlich wieder erheblich im Preise. Das Dutzend wurde jetzt mit sechzehn bis achtzehn Franken bezahlt.

Dann begann auch das Bombardement.

Zuerst fielen die Granaten aus den Kruppschen Geschützen der Belagerer nur in die Vorstädte, von deren Einwohnern viele in die innere Stadt flüchteten. Aber bald schleuderten die deutschen Artilleristen aus ihren Batterien wirkungsvoll ihre Geschosse auch in die inneren Stadtteile. Das Pantheon wurde von einigen Granaten getroffen, ebenso mehrere Häuser in der Straße St. Jacques.

Man zog sich in den bedrohten Stadtteilen in die Keller zurück, welche freilich auch keine absolute Sicherheit boten. Der Eierhändler und seine Frau hausten ebenfalls im Keller; Frau Duplessis und ihre Tochter hatten sich zu ihnen geflüchtet mit den notwendigsten und wertvollsten Sachen. Es wäre freilich nicht nötig gewesen, denn das Haus wurde von keiner Granate getroffen. Aber das konnte man ja nicht im voraus wissen.

Eines Tages sagte Jean Jolivet zu Cyprienne und deren Mutter: „Eben erhielt ich Nachricht von meinem Sohne. Er ist wohl und munter. Bei dem letzten großen Ausfall hat er sich sehr tapfer gehalten. Allerdings mußten sich leider die Unserigen zuletzt vor den Prussiens zurückziehen; an meinem Sohn hat aber wahrlich nicht die Schuld des Mißgeschicks gelegen. Wegen seiner Tapferkeit ist er zum Leutnant ernannt worden."

„Herr Paul ist Leutnant geworden, Mama!" rief Cyprienne entzückt. „O, wie mich das freut!"

„Wie, Kind," meinte erstaunt ihre Mutter, „nun auf einmal begeisterst du dich für die Leutnants?"

„Ach ja; ich schwärme so für die Nationalgarde!"

„Ein Leutnant von der Nationalgarde ist aber nicht mit einem Leutnant von der Linie zu vergleichen. Das ist ein Unterschied wie zwischen Wasser und Wein, wie zwischen einem Hering und einem Goldfisch!"

„Und wie zwischen meiner Wenigkeit und einer polnischen Gräfin!"

Auf diese richtige Bemerkung schwieg Frau Duplessis. —

Und die Eier stiegen abermals im Preise. Jetzt, gegen Ende der Belagerung, kostete das Dutzend vierundzwanzig Franken, einzelne Eier wurden sogar zu zwei Franken und fünfzig Centimes verkauft. Das war aber auch der höchste Preis, den sie überhaupt erreichten.

Jean Jolivet hatte seine großen Vorräte ausverkauft. Er berechnete seinen Reingewinn. Derselbe belief sich auf über eine Million Franken.

Vergnügt murmelte er: „Jetzt weiß ich nicht, ob ich diese verwünschten Prussiens verfluchen oder segnen soll. Indem sie Paris belagerten, haben sie mich in diesem schrecklichen, drangsalsvollen Winter zum Millionär gemacht!" . . .

Das Ende der Belagerung kam heran. Das bedrängte, ausgehungerte und bombardierte Paris mußte kapitulieren, und das gedemütigte Frankreich sich den Friedensbedingungen des Siegers unterwerfen.

Es folgte das grausenvolle, blutige Nachspiel der Kommuneunruhen, durch welches übrigens den Personen unserer Erzählung kein Schaden zugefügt wurde.

Der reichgewordene Eierhändler wollte sich nun zur Ruhe setzen und verkaufte vorteilhaft sein Geschäft. Seinem Sohne Paul gab er eine halbe Million, um sich bei einem großen, einträglichen industriellen Etablissement in der Hauptstadt zu beteiligen, dessen Mitdirektor der junge Mann wurde.

Unter solchen erfreulichen Glücksumständen war Frau Duplessis recht gerne damit einverstanden, daß er um Cyprienne's Hand anhielt. Hatte er es doch auch bis zum Leutnant gebracht. So war ja der schöne Leutnantstraum, den sie für ihre Tochter geträumt, doch wirklich in Erfüllung gegangen!

Das junge Brautpaar machte bald Hochzeit. Noch heute leben Cyprienne und Paul im schönen Paris.

Dem Leutnant Armand Bertin erging es nicht so gut im Leben, obgleich er es mit der Zeit bis zum Major brachte. Seine polnische Gräfin, die er geheiratet, erwies sich als eine richtige abenteuerliche Bettelgräfin und verursachte ihm durch ihre Ansprüche und Launen sehr viel Aergernis und Verdruß. Er mußte schließlich seinen Abschied nehmen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gleiches mit Gleichem. — Der durch seine Sonderbarkeiten bekannte Helmstedter Professor Jakob Beireis hatte bei seinen adeptischen Versuchen einige chemische Stoffe entdeckt, welche ihn schon in verhältnismäßig jungen Jahren zum reichen Manne machten. Seinen Reichtum benutzte er dazu, allerhand mehr oder minder wertvolle Sammlungen anzulegen. Am berühmtesten war seine Automatensammlung mit dem Vaucansonschen Flötenspieler, der fressenden Ente u. a. Ferner sammelte er Mineralien und Edelsteine, Gemälde, Münzen, Käfer und Schmetterlinge, sowie alles antiquarisch Merkwürdige.

Zu Helmstedt lebte damals der Antiquitätenhändler Bern, der die Sammlungen des Professors durch manches wertvolle Stück bereichert hatte. Einst kam Bern zu Beireis und bot ihm eine Silbermünze aus der Zeit des römischen Kaisers Marcus Aurelius an. Die Münze war ganz abgeglättet, und man bemerkte nur die Buchstabenverbindungen Mar und ur, sowie die Umrisse eines Kopfes. Professor Beireis holte die Münzen hervor, die er bereits aus der Marc Aurel-Zeit besaß, und es stellte sich heraus, daß darunter keine von der Gestalt und Größe der angebotenen Münze sei. Bern stellte den Preis für dieselbe ziemlich hoch, so daß Beireis sich nicht sofort entschließen konnte, sie zu kaufen. Er sagte, er wolle sich die Sache noch überlegen, Bern solle am nächsten Tage wiederkommen.

Der Kunsthändler kam denn auch zur bestimmten Zeit, und nun machte ihm Beireis den Vorschlag, er wolle die Münze gegen ein wertvolles Gemälde von Rembrandt eintauschen. Bern horchte hoch auf. Das war mehr, als er gehofft hatte. Jedoch kannte er die zu Scherzen aufgelegte Natur des Professors zu gut und bat daher, ihm das Gemälde zu zeigen. Mit großem Ernste brachte Beireis ein kleines, schlecht gemaltes Bild, welches den Brand eines Schlosses darstellte, aus dem einige weibliche Gestalten fliehend herauseilten. In einer Ecke stand der Name „Rembrandt".

Der Kunsthändler beschaute das Gemälde sehr aufmerksam und sagte dann: „Mit diesem Bilde hat man Sie betrogen. Die Inschrift in der Ecke hieß ursprünglich „Harembrand". Man hat das „Ha" ausradiert, ein „t" hinzugefügt und so aus dem Titel des Bildes den Namen des berühmten Malers gemacht."

„Und mit Ihrer Münze," erwiderte Beireis lächelnd, „sind Sie ebenfalls betrogen. Die Münze ist eine Mark Hamburgisch. Von der Mark ist das „Mar", von Hamburg das „ur" stehen geblieben."

Seit dieser Zeit hat keiner der beiden Kunstkenner den anderen mehr zu überlisten versucht. [M. H—d.]

Im Kampfe um die Freiheit. — Die Freiheit ist nächst dem Leben das höchste Gut des Menschen, und die Mehrzahl derjenigen, die sie durch eigene Schuld verloren haben, sinnt, dem Ausspruche eines erfahrenen Zuchthausbeamten zufolge, unablässig auf Mittel und Wege, die Ketten abzustreifen und dem Gefängnisse zu entrinnen. Man darf in dieser Beziehung selbst dem ruhigsten Gefangenen nicht trauen, und so mancher Kerkermeister oder Gefangenwärter hat sein Vertrauen in die Ergebenheit dieses oder jenes Sträflings teuer bezahlt.

Das jüngste Opfer dieser Art ist einer der Aufseher in dem Zuchthause zu La Coruña in Spanien; die Gefangenen seiner Abteilung waren ruhig, in ihr Schicksal ergeben, und Casal hielt es daher nicht für nötig, die Zellenrevision in vorgeschriebener Wachebegleitung vorzunehmen. Die Folge davon war, daß sich die Sträflinge eines Nachts plötzlich auf ihn stürzten, ihn zu Boden schlugen, entwaffneten und, nachdem sie noch zwei herbeigeeilten Beamten dasselbe Schicksal bereitet hatten, die Flucht ergriffen.

Gefangene bereiten ihre Flucht oft von langer Hand und mit unglaublicher Ausdauer vor. So hat ein im Zuchthause zu Sonnenburg in Preußen befindlicher gefährlicher Verbrecher, Namens B., mittels einer Stahlsprungfeder, die er sich zu verschaffen wußte, zunächst die Diele seiner Zelle gelockert. Sodann machte er sich daran, das Kellergewölbe durchzustoßen. Monate hindurch arbeitete er nachts an dieser Unterminierung und brachte morgens alles, was etwa zur Entdeckung hätte führen können, in Ordnung. So gelang es ihm, das meterdicke Mauerwerk zu durchbrechen, bis er in den Keller hineingelangte. Dann grub er unter dem Fußboden des Kellers einen Kanal, der bereits zwei Meter lang gediehen war — alles mit der obenerwähnten Feder und mit den Fingern, als bei einer nächtlichen Revision der Zelle das kühne Unternehmen entdeckt wurde.

In Teschen wieder brach ein wegen eines geringfügigen Kleiderdiebstahls eingesperrter Mann in einer einzigen Nacht mittels eines Hakens, sowie eines von seinem Bette abgerissenen Winkeleisens, das er als Hebel benutzte, eine enge Oeffnung durch die Außenmauer. Dann zog er sich aus und drängte sich durch das enge Loch. Die goldene Freiheit hatte er nun, aber keine Kleider. Schnell entschlossen machte er sich im Adamskostüm schnurstracks nach Pogwizdau auf und stahl einem ihm bekannten Bauern dort denselben Anzug, wegen dessen Entwendung er verurteilt worden war, zum zweitenmal. Natürlich wurde der, wie es scheint, humoristisch veranlagte Bursche bald wieder eingebracht.

Ebenso erging es jenem Joseph Nawratil, der vor einigen Jahren eine Eisentrödlerin in Matzleinsdorf ermordet und beraubt hat und deshalb zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt wurde. In Karthaus, wo er diese Strafe abbüßen sollte, arbeitete er mit einem Genossen zwei Monate lang an der Untergrabung der Mauer und stellte endlich ein Loch her, durch welches er entschlüpfen konnte. Wie sehr ihn dieser Erfolg begeisterte, geht daraus hervor, daß er binnen sechs Stunden nicht weniger als 29 Kilometer zurücklegte und dabei noch Zeit fand, seinen Sträflingsanzug mit den Kleidern zu vertauschen, die er verschiedenen in den Krautfeldern aufgestellten Vogelscheuchen entnommen hatte. Dann begab er sich in einen Wald, deckte sich bis über den Kopf mit Reisig zu und schlief, bis es finster wurde. Später unterließ er diese Vorsicht und wurde von einer des Weges kommenden Gendarmeriepatrouille eingefangen.

Auf andere Weise entkam ein berüchtigter Pariser Einbrecher, Namens Rissaut, als er im Zellenwagen in das Gefängnis gebracht wurde. Der beigegebene

Schutzmann, der sich im Wagengange aufhalten soll, hatte die unglückliche Idee, sich zum Kutscher zu setzen. Am Ziele angelangt, fand man den Wagen leer; der Gefangene hatte das zinkbeschlagene Bretterdach des fahrenden Gefängnisses durchbrochen, sich auf das Dach geschwungen und war von da auf die Straße gesprungen. Am nächsten Tage wurde Rissaut von den Verfolgern wieder aufgestöbert; um nicht ergriffen zu werden, stürzte er sich in den Befestigungsgraben und wurde, übel zugerichtet, den Behörden eingeliefert.

Der bekannte Nihilist Fürst Krapotkin schildert seine Flucht aus Rußland folgendermaßen: „Im Jahre 1872 wurde ich in St. Petersburg verhaftet und 1876 aus der Peter-Pauls-Festung in das St. Nikolaus-Spital gebracht. Die Ueberwachung daselbst war eine etwas weniger strenge als in der Festung, und ich schritt daher nach Rücksprache mit einigen Freunden daran, einen Plan zur Flucht zu entwerfen. Demselben lagen folgende Umstände zu Grunde: Ich durfte täglich, von einer Schildwache begleitet, im Hofe des Spitals spazieren gehen. Dieser Hof war dreieckig. Er hatte ein großes Thor, das manchmal offen stand. Einer meiner Freunde hatte es übernommen, sich in einem der dem Krankenhause gegenüberliegenden Häuser einzumieten und mir durch Violinspiel den zur Flucht günstigen Moment, das heißt jenen anzuzeigen, wo das Gäßchen, welches auf das Thor mündete, völlig menschenleer sein werde."

Nachdem die Ausführung dieses Planes zweimal durch nebensächliche Umstände vereitelt worden war, ertönte die Violine eines Tages wieder, und diesmal war Krapotkin fest entschlossen, die sich darbietende Gelegenheit zu benutzen. Jetzt oder nie! dachte er, riß sein Spitalgewand ab und begann zu laufen. Was er erwartet hatte, geschah. Die Schildwache war verblüfft; sie schoß nicht, sondern lief ihm erst dann nach, als er schon aus dem Thore war, und im Spitale entstand solch eine Verwirrung, daß die Verfolgung nicht sofort eingeleitet wurde. Inzwischen erreichte er den in der Nebengasse seiner harrenden Wagen und entkam glücklich aus Rußland.

Uebrigens sind alle hier erwähnten Entweichungen ohne Blutvergießen abgelaufen. Es giebt aber auch solche, wobei der Verlust mehrerer Menschenleben zu beklagen gewesen ist. Die Protokolle der größeren Strafanstalten verzeichnen zuweilen derlei traurige Vorfälle, und wer sie auch nur auszugsweise kennt, der wird nicht daran zweifeln, daß der Mensch im Kampfe um die Freiheit vor keinem Wagnis zurückscheut. [R. M.]

Humoristisches.

Ausgeplaudert.

Nachbarssohn (zur kleinen Frieda, deren Schwester er heimlich poussiert): Hat Papa noch nichts darüber gesagt, daß ich jetzt so häufig zu euch komme?

Frieda: O ja; du kämst immer, wenn gerade zu Abend gegessen würde, hat er gesagt!

Gefaßt.

Bauer (zum Handwerksburschen, der auf seinem Apfelbaum sitzt): Wirst du jetzt endlich herabkommen, Halunke?

— Warten Sie schon noch ein wenig; wenn ich doch Prügel kriege, will ich mich wenigstens erst satt essen!

Kostbares Straßenpflaster. — Auf der Erde giebt es wenigstens einen Ort, in dem die Straßen fast buchstäblich mit Gold gepflastert sind, und dieser ist ein Goldgräberlager in Alaska. Dort hat sich nämlich nachträglich herausgestellt, daß das aus einem großen Steinbruche zur Verwendung gelangte Material auf 1000 Kilogramm gegen neun Gramm reines Gold (im Werte von etwa 25 Mark) enthält. [—bn—]

Kurzer Prozeß. — Der große Geigenkünstler Viotti setzte im Jahre 1782 ganz Paris in Begeisterung. Auch die Königin Marie Antoinette wollte ihn hören. Der Tag ward bestimmt, der ganze Hof versammelte sich. Schon die ersten Takte fesselten alle Zuhörer. Da rief es plötzlich in einem Nebenzimmer: „Platz für Seine Königliche Hoheit den Grafen v. Artois!" — Mitten unter dem jetzt entstehenden Lärm nahm Viotti, empfindlich, wie er war, seine Geige unter den Arm, entfernte sich und ließ den versammelten Hof allein. [W. H.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Zahlen-Rätsels „Waidmannsheil" in Nr. 8: Dieses Wort am Bande des Bildes giebt den Schlüssel zur Auflösung. Man bezeichnet nämlich die Buchstaben dieses Wortes der Reihe nach mit den Zahlen 1 bis 13 und hat dann die Bedeutung jeder dieser Zahlen im Texte. Alle Zahlen hiernach in Buchstaben verwandelt, lautet der Text: „Wenn Jaeger sitzen und trinken Bier und Wein — pfleget der Hirsch am allergesundesten zu sein."

Reim-Rätsel.

Stimmt dich traurig Sorg und —,
Raubt dir Mut und — ◡ —,
Denk, daß deinem Dienst sich —
Bald als Arzt die bessre —.
Hält den Heiltrank schon ◡ —,
Der da heißt: ◡ — ◡ —.

Es sollen so viel lange (—) und kurze (◡) Silben ergänzt werden, als durch die betreffenden Zeichen angegeben ist.

Auflösung folgt in Nr. 10.

Rätsel.

Wenn sich's mit Land verbindet,
Man meerumspült es findet;
Doch gehet See voraus,
Ist's delikater Schmaus.

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8: des Merk-Rätsels: Groschen, Schweiz, Klagenfurt, Christian, Ingolstadt, Andreas, Oedenburg, Silistria, Petersilie, Oberon = Schweigen ist Gold, Reden ist Silber; des Logogriphs: Halm, Salm, Psalm.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.